

Erfolgreich starten

Handreichung zur
Sozialraumorientierung in Kindertageseinrichtungen



**Erfolgreich starten - Handreichung zur Sozialraumorientierung
in Kindertageseinrichtungen**

1. Auflage, August 2019

Autorin

Johanna Nolte
Verband Evangelischer Kindertageseinrichtungen
in Schleswig-Holstein e.V. (VEK)
Geschäftsführer Markus Potten
Lise-Meitner-Straße 6-8
24768 Rendsburg
www.vek-sh.de

Bildnachweis

Alexander Green, Robert Kneschke, Pebo, ARochau, Maria Sbytova, Tomsickova,
Andrey Popov, WavebreakMediaMicro, velazquez, ViDi Studio - Stock Adobe.com
Shutterstock (S. 10)

Druck

nndruck, Kiel

Gestaltung

schmidtundweber, Kiel

Herausgeber

Ministerium für Soziales, Gesundheit, Jugend, Familie und Senioren
des Landes Schleswig-Holstein
Adolf-Westphal-Straße 4, 24143 Kiel

Die Landesregierung im Internet:
www.landesregierung.schleswig-holstein.de
www.sozialministerium.schleswig-holstein.de

Inhalt

1.	Einleitung	5
2.	Sozialraum- und Lebensweltorientierung als Programmatik der Jugendhilfe	6
2.1	Ein Blick ins Gesetz	6
2.2	Sozialraumorientierung als fachliches Konzept	7
2.2.1	Ein Blick ins Detail: Definitionen	7
2.2.2	Handlungsleitende Prinzipien	9
3.	Ein Blick in die Pädagogik	11
3.1	Der Auftrag ist sozialräumlich!	11
3.1.1	Die Ebene der Kinder: Ko-Konstruktion und Aneignung	11
3.1.2	Gemeinsam mit den Eltern: Erziehungspartnerschaft	11
3.1.3	Kindertageseinrichtungen als Ort der Beteiligung und Einmischung.....	12
3.1.4	Schlüsselsituationen im Sozialraum	12
4.	Sozialraumanalyse als Ausgangspunkt: Erfahren, erkunden und wahrnehmen	13
4.1	Eine Systematik	13
4.2	Der Blick von oben: Zahlen, Daten, Forschung	15
4.3	Ich zeige dir, was du nicht siehst: gemeinsam erkunden	16
4.3.1	Unterwegs mit Kindern und Familien.....	16
4.3.2	Gemeinsam kreativ werden.....	18
4.3.3	Das Team in Bewegung	19
5.	Der Sozialraum und die anderen: Ohne Netzwerk geht es nicht	20
5.1	Netzwerk als unbestimmte Größe/Netzwerke sind verschieden	20
5.2	Ermöglichen, unterstützen und planen: natürliche und künstliche Netzwerke	21
5.3	Strategische Planung der tertiären Netzwerke	22
5.4	Exkurs: Warum Netzwerken kompliziert werden kann	24
5.5	Fazit: Kriterien gelingender Netzwerkarbeit	26
6.	Familienzentren: Sozialraumorientierung als Programm	27
7.	Sozialraum- und Lebensweltorientierung: ein Orientierungskreislauf	28
8.	Risiken und Nebenwirkungen: Öffnung nach außen bedeutet Öffnung nach innen	30
9.	Wer Zukunft gestalten will, muss Gegenwart stören: Fazit und Ausblick	31
10.	Literaturverzeichnis	32



1. Einleitung

Eine Kindertageseinrichtung ist keine Insel: Um der Kinder Willen treffen Fachkräfte, Eltern und Kooperationspartner auf die Bedingungen der Gesellschaft und des Sozialraums und gestalten gemeinsam die Bildungs- und Entwicklungsprozesse der Kinder – sie sind verbunden mit dem, was sie umgibt und denen, mit denen sie unterwegs sind.

Sozialraumorientierung bedeutet in diesem Zusammenhang, die Türen der Einrichtungen zu öffnen, den Blick über den Tellerrand zu kultivieren und sich systematisch daraufhin zu überprüfen, ob Angebote zu Bedarfen und Ideen der Familien und des Umfelds passen. Die Kinder und der pädagogische Auftrag bilden dafür das Fundament, auf dem die Bedarfe und Bedürfnisse der Eltern ernst genommen und Kooperationspartner als Unterstützung miteinbezogen werden. Eine gelingende Pädagogik, die Kinder in ihrer individuellen Entwicklung begleitet und fördert, verlangt eine Öffnung nach außen. Im Folgenden werden Hintergründe zum Konzept und konkrete methodische Vorgehensweisen beschrieben. Sozialraumorientierung bedeutet, neugierig und mit fragender interessierter Haltung gemeinsam mit Kindern und Eltern Schätze zu heben!

2. Sozialraum- und Lebensweltorientierung als Programmatik der Jugendhilfe

2.1 Ein Blick ins Gesetz

Die Orientierung am Sozialraum und an den Lebensbedingungen der Familien ist im SGB VIII im vierfachen Auftrag der Jugendhilfe formuliert. Die Jugendhilfe soll nach §1 SGB VIII

1. junge Menschen in ihrer Entwicklung fördern und Benachteiligungen abbauen,
2. Eltern beraten und unterstützen,
3. Kinder vor Gefahren für ihr Wohl zu schützen und
4. dazu beitragen, positive Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien sowie eine Kinder- und familienfreundliche Umwelt zu erhalten oder zu schaffen.

Positive Lebensbedingungen und ein Umfeld, das Kinder und Eltern als unterstützend und hilfreich erleben, sind die Grundlage für eine gelingende Entwicklung der Kinder. Die Gestaltung dieses gemeinsamen Raumes können nur alle Akteure auf allen Ebenen gemeinsam übernehmen. Kinder, Eltern, Institutionen und Einrichtungen, Vereine, Politik sind Teil des Umfelds und schaffen zusammen positive Lebensbedingungen. In § 22a SGB VIII ist die Kooperation für die Kindertageseinrichtung differenziert als Auftrag formuliert:

Sie soll kooperieren:

„... 1. mit den Erziehungsberechtigten und Tagespflegepersonen zum Wohl der Kinder und zur Sicherung der Kontinuität des Erziehungsprozesses,
2. mit anderen kinder- und familienbezogenen Institutionen und Initiativen im Gemeinwesen, insbesondere solchen der Familienbildung und -beratung,
3. mit den Schulen, um den Kindern einen guten Übergang in die Schule zu sichern und um die Arbeit mit Schulkindern in Horten und altersgemischten Gruppen zu unterstützen.“ (SGB VIII, § 22a)

Alle gesetzlichen Grundlagen, die für Kindertageseinrichtungen Relevanz haben, schreiben das sozialräumliche Arbeiten als Grundprinzip fest. Alle, die mit Kindern und Eltern arbeiten, haben den Auftrag, den eigenen Tellerand zu überschreiten. Die aktuellen Themen für die Einrichtungen wie die Implementierung von Schutzkonzepten, Inklusion und Partizipation, die Zusammenarbeit und Beteiligung der Eltern und Demokratiebildung erfordern in sich eine Öffnung in den Sozialraum und die Arbeit in den Lebenswelten der Familien. Wolfgang Thiersch formulierte dazu 2005: „Moderne Jugendhilfe agiert lebensweltorientiert, sozialräumlich und versucht Hilfen zur Lebensbewältigung zu geben, in dem sie belastbare und attraktive Sozialräume schafft.“



2.2 Sozialraumorientierung als fachliches Konzept

2.2.1 Ein Blick ins Detail: Definitionen

„Sozialraum, Lebenswelt und Lebenslage“ werden in Konzepten häufig nicht trennscharf verwendet. Dies erschwert die Arbeit, weil unklar bleibt, woran sich die Fachkräfte tatsächlich orientieren sollen und wollen: Ein planvolles Vorgehen wird unmöglich. Der Blick in die Details lohnt sich!

Die Orientierung von Kindertagesstätten an den Bedingungen des „geografischen, emotionalen und mit Beziehungen gestalteten Raums“ (Kobelt Neuhaus/Refle, 2008) beinhaltet mehrere mögliche Definitionen von „Sozialraum“.

› Sozialraum als ein von Verwaltung definierter Handlungsraum

Jugendämter arbeiten z. T. sozialraumorientiert, was bedeutet, dass ihre Zuständigkeit sich auf ein bestimmtes begrenztes (häufig als politisch bestimmtes) Gebiet bezieht. Es geht darum, dass die Mitarbeitenden sich in den Hilfeprozessen auf Ressourcen und Grenzen des Sozialraums beziehen, sich damit auskennen und darauf verweisen können. Kindertageseinrichtungen sind an dieser Stelle häufig wichtige Kooperationsinstitutionen.

Definierte Sozialräume sind in einigen Kommunen Grundlage für Sozialberichterstattungen oder Gremien. Im Zusammchnitt dieser Sozialräume spielen sozialstatistische Daten, signifikante Grenzen wie Hauptstraßen oder Stadtteilgrenzen und zur Verfügung stehende oder nicht vorhandene Ressourcen eine Rolle.

› Sozialraum als der Raum, den Familien und Kinder als ihr Umfeld betrachten und erleben

Kinder und Familien bewegen sich in bestimmten Radien und in einem bestimmten Umfeld, das sie als „Nachbarschaft“, „Kiez“ oder „Zuhause“ definieren. Es ist der öffentliche Raum, den sie als „ihren Raum“ definieren: der Supermarkt, der Bahnübergang, der Spielplatz, die gefährliche Kreuzung. Je jünger die Kinder sind, desto kleiner ist dieser Raum; je mobiler Familien sind, desto größer ist er wahrscheinlich. Für Kinder und Familien gelten von Verwaltungen festgelegte Grenzen nicht. Manchmal ist vielmehr die Bahnlinie die Grenze des erlebten Sozialraums, der Umriss des Neubaugebietes oder der eigene Wohnblock mit Hinterhof.

› Sozialraum als der Raum, der die Einrichtung umgibt

Auch die Kindertageseinrichtung definiert ihren Sozialraum. Ist der Sozialraum das, was fußläufig zu erreichen ist? Ist es das Einzugsgebiet? Ist es der Raum, in dem sich Kooperationspartner finden? Je nach Definition ergeben sich andere Themen, Herangehensweisen und Methoden in der Erkundung desselben.

Alle Varianten der Sozialräume beschreiben konkrete Gebiete, deren Grenzen entweder individuell oder pragmatisch festgelegt werden. Dort bündeln sich die Interaktion und Kommunikation der Familien und die der professionellen Akteure und Einrichtungen. Jeder Sozialraum ist spezifisch und unterscheidbar.

Er hat mehrere Funktionen:

- Der Sozialraum ist der Raum der Ressourcen für Familien und die Kindertageseinrichtung.
- Der Sozialraum ist der Ort der Netzwerke.
- Der Sozialraum ist der Raum, in dem Entscheidungen für und mit den Beteiligten getroffen werden.
- Im Sozialraum zeigen Menschen sich und ihre Kompetenzen.
- Im Sozialraum wird kommuniziert und interagiert.

Kindertageseinrichtungen bewegen sich organisatorisch meist in von der Verwaltung geschaffenen Sozialräumen, an denen sich z. B. auch die Arbeit der Jugendämter orientiert. Pädagogisch sind v. a. die von Einrichtung und Familien individuell definierten Sozialräume relevant.

Lebenswelt meint alle erlebten inneren und äußeren Orte, in denen Menschen Erfahrungen machen. Lebenswelten beziehen sich nicht auf ein konkretes regionales Gebiet, sondern auf das Beziehungs- und Bewegungsnetz, das Menschen sich spinnen bzw. das sich um die Familien spinnt.

Der Arbeitsort, die Musikschule am anderen Ende der Stadt, die häufig besuchte Tante im Stadtteil gegenüber, die Fußgängerzone oder der Strand können Teil der Lebenswelt sein, liegen aber nicht unbedingt in ihrem Sozialraum. Das Einkaufszentrum am Rand der Stadt gehört vielleicht zu den Lebenswelten, der Supermarkt vor Ort zum Sozialraum.

Lebenswelten entwickeln sich im Laufe eines Lebens. Die erfahrbaren Räume erweitern sich, je mobiler Menschen sind. Eltern mit kleinen Kindern z.B. verkleinern ihren Sozialraum und Bewegungsradius eventuell und erweitern ihre Lebenswelten mit spezifischen Themen und Angeboten. Je älter Kinder sind, desto größer wird ihr Radius und desto komplexer wird ihre Lebenswelt. Kindertageseinrichtungen sind immer ein wesentlicher und kontinuierlicher Teil dieser Lebenswelten; sie sind Lebensort und Anker für Kinder und Familien.

Lebenswelten ergeben sich nicht von alleine, sie sind das Ergebnis von Handlungsspielräumen der Familien. Dieser Handlungsspielraum wird als **Lebenslage** bezeichnet und beschreibt die Strategien, Werte und Muster von Kindern und Familien, mit denen sie ihr Leben meistern. Werte und Normen, Lebensziele, Erziehungshaltungen, Biografien, Ideen von Kindertagesbetreuung, Platz in der Gesellschaft und Selbstbilder ... all dies macht Familien aus und prägt sie. Teil der Lebenslage ist außerdem z.B. die ökonomische Situation, die Familienkonstellation und die Bildungslage der Familien.

Einkommenssituation und soziale Schichten, doppelte Berufstätigkeit und Eltern in prekären Arbeitsverhältnissen, Dorf oder Stadt - die Kindertageseinrichtung koppelt sich im Idealfall so an, dass ihre Pädagogik und Organisation anschlussfähig an die Familienwirklichkeiten sind. Erziehung und Bildung müssen auf dem Hintergrund der Erfahrungen, der Werte und Geschichten von Familien verhandelt, balanciert und diskutiert werden.

In der Kindertageseinrichtung verbinden sich Sozialraum, Lebenswelten und Lebenslagen der Familien: Kinder erfahren Unterstützung und Begleitung in ihrer individuellen Entwicklung, in der Bearbeitung der eigenen Themen und in der Aneignung des konkreten Umfelds. Die Fachkräfte nehmen die individuellen Situationen der Kinder und Eltern wahr und geben Unterstützung durch eine genaue Kenntnis der Möglichkeiten und Grenzen des Sozialraums. Und schließlich agiert die Kindertageseinrichtung selbst auf der Ebene des Sozialraums. Sie steht in Kooperation mit den helfenden Institutionen vor Ort wie Familienbildungsstätten, Erziehungsberatungsstellen und Allgemeine Soziale Dienste, stimmt ihre Angebote mit den Partnern ab und schafft Zugänge für Familien in besonderen Lebenssituationen. Die Einrichtung ist Erfahrungsort im Sozialraum und der gemeinsame Anker der verschiedenen Lebenswelten und Lebenslagen. Sie bietet Anknüpfungspunkte und Orientierung.

Abbildung 1: Zusammenhänge im Überblick

Kindertageseinrichtung	Sozialraum	Lebenswelten	Lebenslage
<ul style="list-style-type: none"> - gestaltet durch ihren Auftrag - hat bestimmte Rahmenbedingungen - kooperiert mit anderen - ist präsent für die Öffentlichkeit 	<ul style="list-style-type: none"> - beeinflusst die Kindertageseinrichtung durch Traditionen, Zusammensetzungen der Menschen und infrastrukturelle Ausstattung 	<ul style="list-style-type: none"> - beeinflussen durch ihre Verschiedenheit - ergänzen oder verwirren den definierten Sozialraum 	<ul style="list-style-type: none"> - beeinflusst durch individuelle Werte, Bewertungen und Wahrnehmungen

2.2.2 Handlungsleitende Prinzipien

Handlungsleitende Grundsätze der Sozialraum- und Lebensweltorientierung formulieren Stefan Gillich und Wolfgang Hinte so:

› Orientierung an Bedürfnissen und Themen der Menschen

Im Zentrum steht nicht die Annahme dessen, was Familien „brauchen“, sondern die konkrete Frage nach dem, was Familien „wollen“. Um die Themen der Familien zu erfahren, müssen diese gefragt und beteiligt werden. Partizipation über Elterngremien, regelmäßige Befragungen, Auswertung der Tür- und Angel- bzw. Entwicklungsgespräche sowie über Foren zum Austausch und Feedback sind nur einige Beispiele für eine Einbeziehung der Familien und Kinder. Die Themen der Familien mögen aus professioneller Sicht unter Umständen banal wirken, unmöglich in der Umsetzung oder gar kontraproduktiv zum Alltag der Einrichtung sein – dennoch liegt hier die Chance, mit Familien gemeinsame Prozesse zu gestalten.

› Anpassung der Lösungen und Angebote an die konkreten Bedingungen vor Ort

Kinder und Eltern haben ein Recht darauf, die Möglichkeiten und Grenzen der Einrichtungen nachvollziehen zu können. Sie brauchen einen verlässlichen Rahmen, in dem Ideen möglich sind und klare Maßstäbe, wo Grenzen der Flexibilität vor Ort liegen. Dies kann zum Beispiel die Raumsituation, die personelle Ausstattung, den originären Bildungs- und Erziehungsauftrag oder Trägervorgaben betreffen. Wochenpläne, Tagesstruktur, Projektthemen etc. stehen der Umsetzung von Ideen aus den Familien häufig im Weg – die Fachkräfte sind aufgefordert zu reflektieren und zu kommunizieren, welche Strukturen und Rahmungen aus welchem Grund gesetzt sind. Ein erstes Ergebnis auf dem Weg in sozialraum- und lebensweltorientiertes Arbeiten ist meist die Erkenntnis, dass viele Strukturen flexibler und kreativer sein können als im Vorfeld gedacht und vertreten. „Das geht nicht!“ ist eine wichtige Botschaft – allerdings geht es dann um eine gemeinsam mit den Kindern und Familien gestaltete Variante, wie „es eben doch (anders) geht“.

Orientierung an und mit den Familien ist also kein „Rezeptkonzept“, sondern in höchstem Maße kontextabhängig. Was in der einen Einrichtung funktioniert oder möglich gemacht werden kann, kann in einer anderen völlig scheitern; was Eltern und Kinder in der einen Einrichtung motiviert, kann in der anderen ins Gegenteil umschlagen. Es ist ein Abenteuer, sich mit den Familien auf den Weg zu machen und erfordert Kreativität und Lust auf Experimente.

› Förderung der Selbstorganisation und Selbsthilfekräfte

Sozialraumorientiertes Arbeiten bedeutet, nie alleine oder für andere zu arbeiten, sondern immer gemeinsam mit allen Beteiligten aktiv zu werden. Die Verantwortung für Lösungen liegt immer bei allen Akteuren; alle, die an Veränderungen interessiert sind oder Bedarfe haben, sind aufgefordert, am Gelingen mitzuwirken. Fachkräfte in der Einrichtung sind beauftragt, den Handlungsimpuls der Familien und Kinder aufzunehmen und ihnen die weiteren Schritte zu ermöglichen. Eigene Lösungen haben Vorrang vor professionellen Angeboten, eigene Beiträge sind Voraussetzung für die Umsetzung neuer Ideen. Für die Einrichtung bedeutet dies, dass sie nicht für alles zuständig ist und auf ihren Auftrag konzentriert bleiben muss. Sie bietet aber die Plattform für Kooperationspartner und Familien und stellt ihre Ressourcen zur Verfügung. Manchmal brauchen diese Prozesse Zeit, eine ständige Motivation und Übung von allen Seiten. Es kann leichter sein, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen, als auf eigenwillige Eigeninitiative zu warten oder selbstorganisierte Prozesse auszuhalten. Im Mittelpunkt stehen die Kompetenzen und Bedürfnisse der Kinder und Familien und keine aus Sicht der Fachkräfte perfekten Projekte!

› Nutzung der vorhandenen Ressourcen

Kindertageseinrichtungen stehen in der Verantwortung, mit den eigenen Ressourcen passgenau umzugehen und sie gezielt einzusetzen: Dienstpläne können sich an Projekten ausrichten, Eltern im Gruppenalltag willkommen sein und das Mittagessen kann für den Stadtteil im Rahmen der gesetzlichen und heimaufsichtlichen Vorgaben geöffnet werden. Je kleiner das Ressourcenbudget, desto wichtiger ist der gezielte, bedarfsorientierte und flexible Einsatz. Dazu müssen Fachkräfte erstens ihre eigenen Ressourcen kennen, zweitens weitere Ressourcen einbeziehen und drittens diese so systematisieren, dass sie bei Bedarf abrufbar sind.



› Vernetzung und Kooperation

Die Kindertageseinrichtung selbst hat nur begrenzte Möglichkeiten, neue Projekte und Angebote zu „stricken“ oder Kooperationen zu installieren. Sie ist beauftragt, die vielen Schätze im Sozialraum so miteinander in Verbindung zu bringen, dass sie zur Bewältigung der anstehenden Aufgaben und Umsetzung von Ideen hilfreich eingesetzt werden können. Dieses gekoppelte und verbundene Wissen, Fähigkeiten, Kontakte, finanzielle Ressourcen oder Zeit und Räume sind in der sozialraumorientierten Arbeit die Grundlage. Dazu braucht es organisatorische Absprachen und Kooperationen über die Einrichtungsgrenze hinweg; Netzwerke von professionellen Akteuren bieten dafür die Plattform und Grundstruktur.

Kurz zusammengefasst können diese handlungsleitenden Grundsätze so beschrieben werden:

Zum einen geht es um eine konsequente Orientierung an den Stärken und Bedürfnissen der Kinder und Familien. Diese werden in Beziehung zum Auftrag und den Möglichkeiten der Einrichtung vor Ort gesetzt, die ihrerseits ihre Flexibilität ausschöpft und kreative Lösungen zulässt. In Kooperation mit anderen Akteuren können dann passgenaue Konzepte für die jeweils bestehende Kindergruppe und Elternschaft entstehen (vgl. Budde/Früchtel/Hinte 2006).

3. Ein Blick in die Pädagogik

3.1 Der Auftrag ist sozialräumlich!

Die Kindertageseinrichtung hat den Auftrag, gute Entwicklungs- und Bildungschancen für Kinder zu gestalten. Dieser Auftrag hat sich nicht verändert, die Rahmenbedingungen für die Arbeit, die fachlichen Konzepte und Anforderungen und die Situation der Familien dagegen umso mehr. Kinder werden früher und länger betreut, die Lebenssituationen von Familien haben sich rasant verändert und die Kindertageseinrichtung in ihrem Auftrag ist komplexer geworden. Die Kindertageseinrichtung ist damit weit mehr als ein Ort für Kinder: Der öffentliche Raum wird zum Teil des privaten Raums der Familien und Kindertageseinrichtungen werden Lebensort und Sozialisationsinstanz.

Drei Handlungsebenen sind im Sozialraum besonders relevant:

- Ebene der Kinder: Die Kinder stehen im Zentrum des pädagogischen Handelns und im Fokus der Fachkräfte. Es geht um die Förderung und Begleitung der Entwicklung der Kinder. Sie werden begleitet und unterstützt bei ihren Erfahrungen und Entdeckungen im direkten Umfeld.
- Ebene der Familien: Um Kinder in ihren Bildungsprozessen begleiten zu können und ihnen Entwicklungsmöglichkeiten und -gelegenheiten zu geben, sind die Fachkräfte darauf angewiesen, mit den Eltern gut in Kontakt zu sein. Die aktive Einbeziehung in die Bildungsprozesse der Kinder und Unterstützung in Fragen zu Erziehung und Entwicklung ist Aufgabe der Einrichtung.
- Ebene des Sozialraums: Kindertageseinrichtungen werden zum Lernort für Demokratie und Einmischung für Kinder und Eltern und entwickeln stabile Netzwerke mit Akteuren im Umfeld.

3.1.1 Die Ebene der Kinder: Ko-Konstruktion und Aneignung

Kinder sind unterwegs, erschließen sich neue Orte und machen ständig neue Erfahrungen: Sie bilden sich an der Bedeutung und den Möglichkeiten, die ihnen zur Verfügung stehen. Ihre Lebenswelt, ihre erlebte Familie und der Raum, in dem sie groß werden, begrenzt oder fördert ihre Entwicklung. Im Rückgriff auf Bekanntes erschließen Kinder sich Neues und geben ihm eine subjektive Wertigkeit. Lebensweltorientierte Pädagogik bedeutet, sich mit den Kindern in deren Themen zu orientieren. Um was geht es den Kindern und dem Kind? Was ist für die Kinder

auf deren Hintergrund machbar und unterstützend? Die gemeinsame Orientierung bezieht sich sowohl auf die Planung pädagogischer Prozesse als auch auf die Unterstützung einzelnen Kinder in besonderen Situationen: Das, was Kinder erleben, wird zur Grundlage der Planungen der pädagogischen Arbeit. Kinderwelten sind dabei nicht immer leicht auf den Alltag zu übertragen. Beschwerden von Kindern, Regeln, die nicht eingehalten werden oder Kinder, die nur schwer mit den Abläufen zurechtkommen – ein Blick in die Erfahrungswelten der Kinder und ein Gespräch über erlebte Wirklichkeiten gibt manchmal Aufschluss über das, was Kinder und Familien in ihren Herausforderungen unterstützen könnte.

3.1.2 Gemeinsam mit den Eltern: Erziehungspartnerschaft

Erziehungspartnerschaft und Lebensweltorientierung gelingen dann, wenn Fachkräften eine vertrauensvolle Beziehung zum Kind und zur ganzen Familie aufbauen. Die Lebenswelten der Familien werden dabei als Stärke begriffen: Sie sind Orientierung für die gemeinsame Sorge um ein gelingendes Aufwachsen des Kindes. Eine offene Grundhaltung gegenüber allen Modellen von Familienleben und die Bereitschaft, mit den sich daraus ergebenden Anforderungen umzugehen und Lösungen zu finden, ist die Grundlage für familienorientiertes Arbeiten im Sozialraum.

Die Zusammenarbeit mit Eltern hat drei Ebenen:

- die Ebene der gemeinsamen Gestaltung der Erziehungs- und Bildungsprozesse der Kinder und die Begleitung derer Entwicklung,
- die Ebene der Unterstützung der Eltern selbst in deren Fragen zu Elternschaft und in besonderen Situationen,
- die Ebene der strukturellen Beteiligung bei der Gestaltung der Kindertageseinrichtung im Beiräten, Elternbefragungen und Arbeitsgruppen.

Um Familien gut zu unterstützen, gut weiterzuleiten und gut kennenzulernen ist die Kindertageseinrichtung auf offene Türen und den Blick über die Einrichtungsgrenze hinaus angewiesen – sowohl was Angebote und Einrichtungen angeht, ebenso aber was fachliches Wissen und inhaltliche Kompetenzen betrifft. Gerade wenn es um Familien geht, die sich schwertun, Hilfen in Anspruch zu nehmen oder sich zu engagieren, ist die Kindertageseinrichtung ein wichtiger Anker.

3.1.3 Kindertageseinrichtungen als Ort der Beteiligung und Einmischung

Kinder haben Rechte und Demokratie lebt von Erfahrungen: Beteiligung der Kinder in den Angelegenheiten ihres täglichen Lebens und die gelebte demokratische Einmischung für die eigenen Belange sind Bildungsziele, die gesetzlich und fachlich verankert sind.

Der Sozialraum ist dabei der Ort, in dem diese Prozesse gestaltet werden; die Lebenswelten der Kinder sind Ausgangspunkt der Planungen und Themen.

Was wollen Kinder verändern? Was wollen sie verwirklichen? Wo sehen sie sich beeinträchtigt und beschweren sich? Die Fachkräfte bieten den Rahmen, in dem diese Fragen begleitet und bearbeitet werden können. Die Dimensionen Partizipation und Inklusion werden damit sozialräumlich. Die Sichtbarkeit und Wahrnehmung von Kindern außerhalb der pädagogischen Räume enthält eine für den Sozialraum wichtige Botschaft: Kinder sind präsent, haben Rechte und können gefragt werden.

Die Beteiligung von Eltern an diesen demokratischen Prozessen ermöglicht es diesen, Erfahrungen damit zu machen, dass positive Lebensbedingungen aktiv geschaffen werden können und dass Kinder kompetent darin sind, sich einzumischen. Ergebnisse der Einmischung von Eltern sind zum Beispiel die Organisation von Babysitterdiensten, eine Verlängerung der Grünphase an der Fußgängerampel vor dem Haus oder eine veränderte Struktur der Elternabende, um allen eine Teilnahme zu ermöglichen. Beteiligung der Kinder und Eltern und die Einmischung in sozialräumliche Belange sind eine Herausforderung für die Einrichtungen - und Teil des sozialräumlichen Auftrags.

3.1.4 Schlüsselsituationen im Sozialraum

Eingewöhnung und der Übergang zur Schule sind Schlüsselmomente für den Austausch über Lebenswelten. Sie stellen die direkte Verbindung zwischen dem, was Kinder und Eltern erleben und fühlen und dem professionellen Blick der Fachkräfte her. Wenn Kinder in die Einrichtungen kommen oder gehen, prallen Vorstellungen über Erziehung, gelingendes Leben und gesundes Aufwachsen von Kindern aufeinander und andere Akteure wie z.B. die Schule betreten die Bühne. Wenn der wertschätzende und professionelle Austausch zwischen den Beteiligten gelingt, schafft dies Orientierung und Sicherheit für alle Beteiligten.

Im Kinderschutz und in der Förderung von Kindern mit besonderen Bedarfen sind die Netzwerke im Sozialraum und die Kooperation mit externen Unterstützungsinstitutionen unabdingbar. Beratungsstellen, Fachberatungsstellen, Jugendämter, Ärzte und andere Experten sind sowohl für die Fachkräfte vor Ort als auch als externe Ansprechpartner für Eltern in besonderen Situationen wichtig.



4. Sozialraumanalyse als Ausgangspunkt: Erfahren, erkunden und wahrnehmen

4.1 Eine Systematik

Sozialraumanalyse hört sich im ersten Moment technisch und zusätzlich an. Die Befürchtung, sich Analyseinstrumente aneignen, lange Sitzungen über Daten über sich ergehen lassen und viel Zeit mit Auswertungen am Schreibtisch verbringen zu müssen, schwingt häufig mit: Muss man eine solche Analyse wirklich machen?

Die Orientierung an den Lebenswelten der Familien und dem Sozialraum der Kindertageseinrichtung bedeutet in erster Linie, diese gut kennenzulernen. Ein neugieriger und exakter Blick auf das Geschehen und die aktive Suche nach neuen Erfahrungen und Aspekten sind Eckpfeiler einer Analyse – es geht weder um ein trockenes Faktensammeln noch um die Anhäufung von Wissen und Informationen, sondern um eine Haltung des Entdeckens und des Nachfragens. Sozialstrukturelle Fakten, Einstellungen, Meinungen, Einschätzungen, Information über Nutzung von Angeboten, offizielle und inoffizielle Orte, Mehr- und Minderheiten, Ideen zur Veränderung der Situation und viele mehr sind Marker, die in einer Sozialraumanalyse erkundet werden können.

Es gibt mindestens drei Perspektiven auf zwei Ebenen. So spiegelt sich die Sichtweise der Kinder, Eltern und des Teams in der jeweiligen Lebenswelt und dem Sozialraum wider.

Den Kindertageseinrichtungen stehen hilfreiche fachliche Konzepte zur Verfügung, die Grundlage für die Planung der Erkundungsprozesse sein können. Auf Ebene der Kinder bedeutet Analyse die Beobachtung und Begleitung der Bildungsprozesse der Kinder. Fachkräfte sind mit den Kindern unterwegs und nehmen Themen und Bedürfnisse der Kinder wahr und auf. Andersherum zeigen die Kinder den Fachkräften ihr Expertenwissen über ihr eigenes Umfeld und steuern ihre Sicht auf den Sozialraum bei.

In der Zusammenarbeit mit Eltern sind tägliche Gespräche und Begegnungen das Maß der Dinge. Die Berührungspunkte zwischen der Lebenswelt der Familien und den pädagogischen Abläufen werden zum Ort der gemeinsamen Erkundung dessen, was die Familien und Eltern bewegt und leitet.

Und schließlich sind die Teams selbst gefragt: Der regelmäßige Blick in den Sozialraum und ein systematischer Austausch über Lebenswelten der Kinder und Familien sind Ausgangspunkt für eine Analyse des Umfelds und für daraus abgeleitete Projekte.

Abbildung 2: Schema einer Erkundung

ALLGEMEINE UND BESONDERE SOZIALDATEN		LEBENSWELTEN, THEMEN UND AUSSAGEN DER KINDER UND ELTERN
Was bildet sich davon in der Kita ab und was wollen wir erkunden und erfahren?		
Kitabezogene Informationen	„Geografie des sozialen Raums“	Lebenswelten der Eltern und Kinder
Bekanntheitsgrad, Ruf, Akzeptanz, Erreichbarkeit, Zugänge, Nutzung, Stellenwert ...	Grenzen und Struktur, Verteilung der Angebote, leere Flecken, Einzugsbereiche, (informelle) Treffpunkte, Bewegungsprofile, Kartierungen ...	Alltag und Alltagsbewältigung, Freizeitgestaltung und -wünsche, Erleben und Einstellungen, Arbeit, soziale Netze, Kontaktdichte ...

Drei wichtige Aspekte sind in allen Analysen und Erkundungen zu berücksichtigen:

- a) Eine Sozialraumanalyse und -erkundung ist keine Einbahnstraße zur Informationsgewinnung der Kindertagesstätte. Es geht darum, den Sozialraum und die Lebenswelten aus Sicht der Kinder und Eltern kennenzulernen, um gemeinsam Bedarfe und Interessen verfolgen zu können. Dies bedeutet, konsequent zu kommunizieren, zu präsentieren, nachzufragen, zu diskutieren. Keine Analyse findet ohne die Familien statt.
- b) Es geht nicht darum, am Ende die Lebenswelten der Familien und deren Erfahrungsräume besser zu verstehen als sie selbst. Familien und Kinder sind keine „Analyseobjekte“ und der Sozialraum kein objektiver Ort - sie sind federführend, steuernd und höchst emotional. Nicht was Familien „brauchen“ oder noch pointierter: „was wir glauben, was sie brauchen“ steht im Fokus, sondern das, was gemeinsam ausgehandelt, besprochen und bewertet wird.
- c) Ziel jeder Analyse und Erkundung sind die Übersetzung der Ergebnisse in den Alltag und die Planungen. Alle Daten und alle Informationen, die ausgetauscht werden, haben nur dann einen Wert für die Familien, wenn sie in konkrete Aktionen, hilfreiche Kooperationen und nützliche Ideen münden.

Um eine gute Auswertung und Planung möglich zu machen, ist die Vorbereitung und Durchführung der Methoden entscheidend:

- Über welchen Sozialraum sprechen wir? Was wollen wir wissen und analysieren? Auf welcher Ebene und in welcher Sichtweise bewegen wir uns?
- Was ist die klare Frage, was ist das Ziel des Vorhabens?
- Welche Methode wird warum ausgesucht?
- Ist das Vorgehen für alle transparent? Wissen alle, worum es geht?
- Ist eine Visualisierung und Präsentation überlegt und systematisiert?

Je besser die Methoden der Beteiligung dabei auf die Möglichkeiten und Grenzen der Eltern und Kinder abgestimmt sind, desto intensiver können diese Teil des Prozesses der Weiterentwicklung sein. Sprachliche und rhetorische Hürden sind dabei ebenso beachtenswert wie Bildungsbiografien und Milieuzugehörigkeit. Der Beteiligung aller Kinder ist ein besonderer Stellenwert einzuräumen; sie sind und bleiben das Zentrum der Arbeit der Kindertagesstätte und brauchen besonders Gehör bei der Ausrichtung der Einrichtung. Sozialraumanalysen geschehen im Alltag!



4.2 Der Blick von oben: Zahlen, Daten, Forschung

Sozialräume unterscheiden sich und lassen sich beschreiben. In Sozialberichterstattungen, Bedarfsplanungen der Kreise und kreisfreien Städte und Jugendhilfeplanungsprozessen werden Sozialräume in sehr unterschiedlichen Genauigkeitsgraden sozialstatistisch aufbereitet und die Daten zur Verfügung gestellt:

Familienstand, Migrationshintergrund, Bezug von Sozialleistungen, Bewohnerstruktur, Jugendhilfebedarf, Wohnungsleerstand, Kriminalitätsraten, Bebauungsdichte, Mobilität und Kinderzahlen – sie geben vor allem Informationen über das Bild des Sozialraums nach außen: Die Definition „Sozialer Brennpunkt“ oder „Stadtteil mit besonderen Entwicklungsbedarfen“ basiert meistens auf diesen Daten. Auch die Dichte von Hilfeangeboten, Akteuren der Kinder- und Jugendhilfe, Trägerstrukturen etc. sind häufig erfasst und verfügbar; ebenso Verteilungsschlüssel für Fördergelder u.Ä.

In Kindertageseinrichtungen sind die Sozialraumdaten ein Marker für mögliche Bedarfe der Familien und mögliche Unterstützung. Sie weisen auf Mehrheiten, Stärken und Schwächen im Sozialraum hin und geben eine erste Idee, in welchen Situationen sich Familien vielleicht bewegen: Die Menschen, die in diesem Sozialraum wohnen, sind z. B. mit einer höheren Wahrscheinlichkeit von Armut bedroht oder akademisch gebildet, haben einen nicht-deutschen Hintergrund oder haben hohe Erwartungen an die Fachkräfte.

In den Einrichtungen ist die Auseinandersetzung mit sozialstrukturellen und sozialstatistischen Daten häufig neu und ungewohnt. In der ersten Wahrnehmung sind es „Zahlenwüsten“ und abstrakte Tabellen, die Aussagen über das treffen, was die Fachkräfte ohnehin zu wissen glauben. Tatsächlich bieten diese Zahlen aber ein Korrektiv und ein Realitätscheck an: Welche Eltern und Kinder erreichen wir? Haben wir alle im Blick? Kennen wir den Sozialraum? Einrichtungen haben eigene Daten, die sie im Rahmen einer Analyse auswerten können:

- Wie haben sich Wartelisten entwickelt?
- Wie viele Kinder sind in Sozialstaffeln o.Ä.?
- Wie lange werden Kinder durchschnittlich betreut?
- In welchen beruflichen Situationen sind Eltern?
- Wie alt ist das Team?
- Wie viele Kontakte zum Jugendamt gab es im Rahmen des Schutzauftrags?
- Welche Themen wurden in der Kindertageseinrichtungsbearbeitung häufig thematisiert?
- ...

Die Frage nach dem, was Familien bewegt und was die Kindertageseinrichtung ausmacht, wo sie Unterstützung braucht und wo die Einrichtung stark ist, wohin sie steuert und sich entwickelt – in diesen Auswertungen liegt ein Teil der Antworten.

Auch alte Elternbefragungen, Analysen aus anderen Arbeitsfeldern, die Auswertung der Tagespresse und ein Blick über Jahresberichte etc. geben Informationen, was das Umfeld beschäftigt, welche Themen aktuell sind und was Kinder und Eltern bewegt: Die geplante Zusammenlegung von Grundschulen, die Ausweisung eines Neubaugebietes oder die Zusammensetzung der politischen Gremien sind Beispiele dafür.

Zur Erinnerung: Es geht nicht um eine wilde Datensammlung und einen unüberblickbaren Informationsstrom. Es geht um die bedarfsgerechte gemeinsame Planung des Tagesgeschehens und um ein Verstehen dessen, was Familien erleben.

Interessant wird die Verschiedenheit der Familien im Vergleich zu den Lebenswelten der Fachkräfte auf Ebene des Teams. Wie ähnlich sind sich Fachkräfte und Elternschaft? Welche Werte teilen sie, welche nicht? Die Reflektion der eigenen Erfahrungen ist Grundlage dafür, auch andere Lebensentwürfe wertzuschätzen und zu verstehen. Innerhalb des Teams gibt es wahrscheinlich wiederum verschiedene Haltungen und Erfahrungen: Die junge Bachelor-Absolventin, die in der Stadt aufgewachsen ist und studiert hat, hat (vielleicht) einen anderen Hintergrund als die langjährig in der Einrichtung tätige sozialpädagogische Assistentin aus dem Ort. Nichts ist also „normal“!

4.3 Ich zeige dir, was du nicht siehst: gemeinsam erkunden

Eine lebensweltbezogene Sozialraumanalyse ist weit mehr als eine Sammlung von Daten oder ein Spaziergang durch den Stadtteil und der weitaus spannendste Teil für Fachkräfte, Kinder und Eltern. Zahlen und Daten auf Ebene der Kommune, des Stadtteils sind eine gute Grundlage; sie sind aber nur der Ausgangspunkt für Diskussion und Austausch. Das Gespräch über den eigenen Sozialraum steht im Zentrum: Wer sieht was, was der andere nicht sieht? Wie nehmen wir den Stadtteil wahr? Wo sind wir uns einig, wo nicht?

Gute offene Räume, Einladungen zum kleinen Gespräch und Einklinken in Netzwerke der Eltern machen Lust auf die gemeinsame Erkundung dessen, was wichtig ist.

4.3.1 Unterwegs mit Kindern und Familien

Ausgangspunkt sind Geschichten: Sofie erzählt vom Umzug in die neue Straße. Aaron spricht immer vom „Bagger“ und erzählt damit von der Baustelle in der Nachbarschaft. Anni zeichnet einen Spielplatz, den sie so gerne vor dem Haus hätte. Lisas Mama schlägt vor, das Elternvertretertreffen im Café am Eck zu machen, da ohnehin alle dort seien.

Mit Kindern im Sozialraum unterwegs oder mit ihnen im Gespräch über ihre Erfahrungen und Erlebnisse zu sein, ist wie eine Wundertüte. Details werden wichtig, große Themen verlieren an Bedeutung, Ideen werden gesponnen und verworfen – kindliche Erkundung folgt kindlichen Mustern. Die Definition des Rahmens, in dem sich die Kinder frei bewegen können, eine Fragestellung, die präzise ist und den Blick lenkt, und eine Methode, die spannend ist und Spaß macht – mit diesen Zutaten wird ein gemeinsamer Weg und Entdeckungsprozess ein Gewinn für die Kinder und Fachkräfte. Eine Balance zwischen Zutrauen in die Kinder und die Gewährleistung ihrer Sicherheit braucht die professionelle Beobachtung und Einschätzung der Kinder und den Austausch im Team und mit Eltern. Es gibt kein Rezept, keinen vorgefertigten Projektplan, dem Fachkräfte folgen können. Als Lustmacher und Inspiration zum Ausprobieren, Weiterentwickeln und Anpassen sind hier zwei Grundideen der Erkundung beschrieben:

› Ab in den Raum: Spaziergänge und Ausflüge

Wenn Kinder und Fachkräfte im Sozialraum unterwegs sind, stehen ihnen zwei Perspektiven zur Verfügung. Zum Ersten können Kinder den Fachkräften ihre Wege und Routen zeigen: Wo sind Lieblings(spiel)orte? Wo erleben sie kinderfreundliche Infrastruktur, wo nicht? Welche Wege gehen sie zur Kindertageseinrichtung? Welche Straßen überqueren sie, welche Geheimwege gibt es? Es entstehen Bewältigungskarten, Karten von Wohlfühl- und „Stinkorten“, Hinweise auf Versammlungsorte und Treffpunkte ... ganz spezielle Zeugnisse der Sozialräume in den Köpfen und Herzen der Kinder.

Zweitens können Kinder und Fachkräfte das direkte Umfeld gemeinsam erkunden: Welche Räume im Sozialraum kennen die Kinder? Wie bewerten sie sie? Was sind erlebte öffentliche Räume, besetzte Räume, Erwachsenenräume, Abenteuerräume, Risikoräume, Schutzräume ...? Welcher Raum lädt die Kinder wozu ein? Welche Ideen haben Kinder zur Verbesserung ihrer Situation und ihrer Infrastruktur? Was wünschen sie sich?

Es entsteht eine erweiterte Karte des bekannten Stadtteils mit Ideen zur partizipativen Mitgestaltung.

Egal, welche Perspektive die Fachkräfte wählen: Eine Erkundung braucht ein Thema und einen Fokus. Nach was suchen wir? Worauf achten wir? Eine konkrete Frage lenkt und schärft den Blick: „Alles“ zu erkunden zu wollen bedeutet meist, nichts zu sehen.

Dabei darf es kreativ sein:

- Die Suche nach dem „Grün“ lenkt die Aufmerksamkeit auf Natur in der Stadt – oder auf die grünen Ampeln.
- Stadtteilkarten lassen sich nach Lautstärken und Geräuschen malen.
- Spielplätze können nach Kriterien bewertet und der schönste Ort des Sozialraums kann gekürt werden.
- Vielleicht ist es spannend, mit Plattformen wie „geocach“ und GPS-Geräten auf Schatzsuche zu gehen.
- „Schnitzeljagd“ und „Verfolgung“ laden dazu ein, anderen – z. B. Eltern, der Leitung, dem Essenslieferanten – einige Zeit auf deren Wegen zu folgen und dadurch neue Wege zu finden.
- Naturwissenschaftliche Experimente lassen sich oft im Park oder am Wasser besser durchführen.
- ...

Der Spaziergang allein ist nicht die Erkundung: Die Ergebnisse der Spaziergänge müssen sichtbar für viele sein, um sie bewerten und diskutieren zu können. Der Austausch über die entstandenen Fotos, Bilder, Aufnahmen oder gesammelte Gegenstände ist Teil des Projektes und notwendig, um die Unternehmung einzuordnen und pädagogisch nutzen zu können.

Projekte mit der Foto- bzw. Digitalkamera oder mit anderen digitalen Endgeräten haben neben der Erkundung noch einen Zusatznutzen: Sie gehören schon selbstverständlich zur Lebenswelt von Kindern und Eltern, was neben dem Thema des Spaziergangs auch einen Austausch über mediale Lebenswelten ermöglicht. Es ist ein Experimentierfeld für digitale Technik und ermöglicht einen anderen Zugang zu den Geräten als über das Beobachten der Erwachsenen oder isolierte Spielzeiten.

Notwendig ist für solche Projekte eine ausreichende Ausstattung mit guter Hardware. Die Lust der Fachkräfte an der Technik und eine Vorbereitung und Übung in der Handhabung mit und für die Kinder sind Voraussetzungen für die Umsetzung guter Ideen: Technik motiviert und lenkt ab; die Balance zu halten, ist die Aufgabe in der Vorbereitung. An dieser Stelle der wichtige Hinweis auf Datenschutz und Datensicherheit: Immer dann, wenn onlinebasierte Techniken im Spiel sind oder eine Veröffentlichung von Ergebnissen digital erfolgen soll, ist eine Rückkopplung mit den Datenschutzbeauftragten sinnvoll und notwendig.

Den Sozialraum zu erkunden, ist natürlich auch mit den Kleinsten möglich: Die Radien sind kleiner, die Ergebnisse kleinräumiger, die Fragen konkreter, die Methoden non-verbal. Kinder zeigen in jedem Alter, was ihnen wichtig ist: welchen Spielplatz sie besser finden oder bei welcher Baustelle es sich lohnt, länger zu bleiben. Mit kleinen Kindern bedeutet Erkundung vor allem feinfühliges Beobachten und bindungsorientierte Begleitung. Weil die Herangehensweisen in verschiedenen Altersgruppen sehr unterschiedlich sind, ist es empfehlenswert, in nicht zu großen Gruppen und mit Kindern in ähnlichen Entwicklungsstufen unterwegs zu sein. Die gemeinsame Auswertung mit allen Kindern im Morgenkreis oder Projekt fügt die Mosaiksteine im Nachhinein zusammen.

Insgesamt stehen Spaziergänge nicht für sich selbst und sind nicht „mal eben“. Sie sind in einen Kontext eingebettet, der sich auf die Lebenswelt der Familien bezieht. Pädagogische Planung ist ein „Muss“, eine geeignete Zeitschiene ebenso.

› Die anderen suchen: Begegnungen und Besuche

Neben dem Raum, den es zu erkunden gibt, gibt es Menschen und Orte, die man konkret kennenlernen kann. Die Frau in der Bäckerei, der Busfahrer und die benachbarte Unterkunft für geflüchtete Menschen können gute Gesprächspartner sein: Wie sehen sie den Sozialraum? Was machen die Menschen dort? Was erleben sie? Wo erleben sie die Kinder? Wo erleben die Kinder sie?

Wichtig ist: Der Prozess muss sichtbar werden; sei es durch Tonaufnahmen, Fotos, Zeichnungen oder Gegenstände. Sozialraumerkundung kann in dieser Art auch innerhalb der Kindertageseinrichtung stattfinden: Kinder können zu Einladenden werden für interessante und spannende Menschen im Umfeld. Zum Projekt „Feuerwehr“ können Kinder den Besuch in der Wache organisieren oder den Bürgermeister in die Kinderkonferenz bitten, um über den neuen Spielplatz zu sprechen. Kinder aus Familien mit Fluchterfahrung können zu einem Fest eingeladen werden – der Sozialraum kommt in die Einrichtung und Lebenswelten treffen aufeinander. Sozialraumerkundung lebt von der Beteiligung der Kinder!



4.3.2 Gemeinsam kreativ werden

In der Kindertageseinrichtung gibt es viele Gelegenheiten, auch im Haus auf virtuelle Entdeckungsreise zu gehen.

Auf Sozialraumebene sind ausgehängte Karten des Einzugsgebietes ein Aufhänger für den Austausch. Eltern können ihre Wege eintragen, ihre Lieblingsorte oder „Stress“-Orte einzeichnen und im Rahmen einer Netzwerkkarte wichtige Ansprechpartner lokalisieren.

Eine weitere Idee ist die gemeinsame Erschaffung eines Traumstadtteils für Kinder. Wunschbäume im Eingangsbereich („Wenn ich bestimmen könnte, dann würde ich hier ...“), Blanco-Stadtpläne zum Selbstbeschriften oder Fotos, die Eltern von zuhause mitbringen, können Bestandteil sein. Suche-Biete-Wände oder die Möglichkeit für individuelle Portraits bzw. Familien-Portfolios sind mögliche Experimente zum gegenseitigen besseren Kennenlernen.

Auch Elternbefragungen (z. B. in der regelmäßigen Zufriedenheitserfassung) sind eine Quelle für die Erkundung. Warum nicht Fragen zum Umfeld stellen, Ideen abfragen, Erfahrungen sammeln ... und sie nach der Auswertung zur Diskussion stellen?

Auch Rückmeldebüro und Beschwerdeverfahren gehören in diesen Kanon der Erkundung: Jede Beschwerde ist ein Geschenk und gibt eine Information - wenn sie bearbeitet und diskutiert wird.

Manche Einrichtungen bieten Familien an, in deren häuslichen Rahmen zu kommen. Dies geschieht z. B. im Rahmen von Hausbesuchen vor der Eingewöhnungsphase oder in Projekten von Kindern im letzten Jahr vor der Schule, die sich ihre Spielorte zuhause gegenseitig zeigen.

Eine Sensibilität hinsichtlich der Methoden ist notwendig: Sprachliche Kompetenzen, persönliche Situationen in den Familien, wahrgenommene Konflikte oder Konkurrenzen in der Elternschaft oder die Gewohnheit, sich zu zeigen - dies alles muss berücksichtigt werden, um Familien nicht auszugrenzen oder zu beschämen. Jede Methode muss reflektiert und gut vorbereitet sein!

Allgemein gilt, dass nur das gefragt wird, was Leitung und Fachkräfte im Folgenden bearbeiten möchten. Die Erstellung von Wunschkatalogen mit dem Ergebnis „Geht alles nicht“ oder die Erfragung von Beschwerden, die in Generalkritik mündet, sind nicht zielführend, sondern verderben weitere Aktionen. Beteiligungs-„Eintagsfliegen“ sind ohnehin eher hinderlich - das Vertrauen von Kindern und Eltern, dass die eigene Erfahrung immer gefragt ist, wächst im Tun.



4.3.3 Das Team in Bewegung

Auf professioneller Ebene bedeuten die Erkundung und Analyse der Bedingungen der Familien und des Umfelds vor allem Reflektion und Auseinandersetzung. Der Austausch über Themen, die die Eltern zwischen Tür und Angel zur Sprache bringen, ist ein Baustein: Worüber sprechen Eltern mit uns? Was beobachten wir an wiederkehrenden Themen? Wo sind Sternstunden und Stolpersteine in der Zusammenarbeit mit Eltern und Kindern? In jeder Teamsitzung kann es 10–15 Minuten zum Thema „Neues aus dem Stadtteil“ geben, in denen aktuelle Entwicklungen gesammelt werden. Die Zeitungsnachricht über ein neues Baugebiet ist dabei ebenso relevant wie die aktuelle Sozialberichterstattung oder die Ankündigung des Tages der offenen Tür des Kooperationspartners.

Weitere Analysequellen sind thematische Spaziergänge mit dem Team im Umfeld und ein genauer Blick auf bestehende externe Kooperationen. Mit wem hatte wer Kontakt? Stimmen die Eltern- und Kinderwahrnehmungen über den Sozialraum mit denen der Fachkräfte überein?

Um Antworten auf Fragen zu Lebenswelten und Sozialräumen zu bekommen, braucht es ein Repertoire an Methoden im Team, mit denen sich Türen öffnen lassen und einfache Gespräche möglich werden.

Nach jedem Entwicklungsgespräch oder jeder Elternberatungsitzung können die letzten zehn Minuten genutzt werden, um über die Wahrnehmung des Sozialraums und Wünsche und Bedarfe der Familien zu sprechen. „Was würden Sie am liebsten verändern? Was ist Ihr Lieblingsplatz? Was fehlt? ...“ sind offene Fragen, die ohne große Vorbereitung gestellt werden können.

Fachkräfte können einladen zur Hospitation und selbst andere Arbeitsfelder wie das Jugendamt bei Besuchen kennenlernen. Sie können beim Einkauf, im Fußballverein, in Rathäusern und am Telefon neugierig auf die Einschätzungen anderer Menschen sein oder sich in bestehende Gruppen wie Stadtteilkonferenzen etc. einklinken. Jede Gelegenheit, eine andere Meinung, Sichtweise oder Analyse kennenzulernen, ist hilfreich – allzu schnell gehen Situationen vorüber, ohne gefragt zu haben. Sozialraumanalyse bedeutet in diesem Sinne vor allem wertschätzende interessierte Neugier.

In regelmäßigen Zeiträumen legt das Team die Gespräche und Erfahrungen quasi „übereinander“, um Themen zu identifizieren und das eigene Handeln daraufhin selbstkritisch zu überprüfen. Es geht darum, eine gemeinsame akzeptierende Grundhaltung zu erarbeiten und Familien in ihrer Welt wertzuschätzen. Dazu gehört eine biografische selbstreflexive Beobachtung: Wie bewerten wir den Sozialraum und die Lebenswelten der Familien? Welche Wertvorstellungen leiten uns und wo finden diese Ausdruck? Nur durch diese Überlegungen kann es zu einer empathischen Betrachtung der Familien kommen.

Auch in diesen professionellen Zusammenhängen können Eltern eine Rolle übernehmen. Gemeinsame Konzeptions- und Planungstage sind eine Herausforderung für Fachkräfte und Eltern – ermöglichen aber Sicherheit und ein gegenseitiges Kennenlernen und Verstehen. Eine gelungene Analyse und Erkundung in den Häusern braucht Mut und Plan zur konsequenten Partizipation von Familien und von internen und externen Partnern.

5. Der Sozialraum und die anderen: Ohne Netzwerk geht es nicht

5.1 Netzwerk als unbestimmte Größe/ Netzwerke sind verschieden

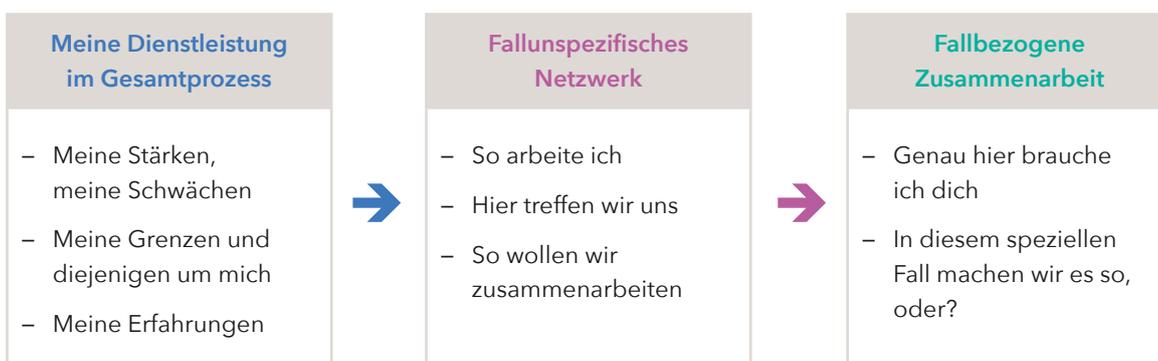
Ein wesentlicher Aspekt in der Öffnung sind zielgerichtete gelingende Kooperationen mit professionellen Akteuren im Umfeld. Die Kindertageseinrichtung kann die Bedarfe der Familien nicht aus sich selbst heraus erfüllen – weder in den zur Verfügung stehenden Ressourcen noch hinsichtlich ihres originären Auftrags noch in der fachlichen Kompetenz. Die Angebotspalette von sozialen Institutionen unterscheidet sich vor Ort; im städtischen Raum stehen wahrscheinlich mehr erreichbare Organisationen zur Verfügung als in dörflichen Strukturen. Netzwerke und Kooperationen sind aus diesem Grund in der Reichweite, in der Kontaktdichte und in der professionellen Vielfalt verschieden: Unterstützung für Familien bedeutet, die optimale Vernetzung der verschiedenen Hilfesysteme zu organisieren und die Stärken zu nutzen und zu koppeln. Gleichzeitig liegen in den Netzwerkstrukturen vor Ort Möglichkeiten der Einmischung und zusätzliche Ressourcen. Neue Aktionen, die Verbindung bestehender Angebote oder die gemeinsame (politische) Arbeit für ein familienfreundliches Klima können nur aus funktionierenden Beziehungssystemen entstehen, die organisiert und gepflegt werden.

An dieser Stelle ist eine Eindeutigkeit der Begriffe Netzwerk, Vernetzung und Kooperation hilfreich, um die Ebenen der Vernetzungsarbeit effektiv bearbeiten zu können. Vernetzung ist dabei ein Überbegriff, der alle kommunikativen Beziehungen von Akteuren beschreibt, die ein gemeinsames Ziel verfolgen. Einzelkontakte, Visitenkartenaustausch, gemeinsame Veranstaltungen, Runde Tische – all dies sind Elemente einer Vernetzung, die nicht strategisch organisiert sind und keine innere Struktur aufweisen müssen.

Dauerhafte Plattformen, in denen sich Akteure mehr oder weniger verbindlich, aber strukturiert treffen, können als „Netzwerk“ bezeichnet werden. Sie stehen nicht im Kontext eines konkreten Falles oder Projektes. Sie bieten die Plattform für Absprachen und Information, auf deren Grundlage Gemeinsames entwickelt werden kann. Selbstständige Einrichtungen werden zu einem neuen Ganzen verknüpft, in dem gemeinsame Projekte und Ideen verwirklicht werden können.

Kooperation meint darauf aufbauend eine konkrete Zusammenarbeit an einer Idee, einer Problemlösung oder Entwicklung. Kooperiert wird in konkreten Zusammenhängen, in denen jeder Akteur einen gleichberechtigten Beitrag zur Lösung einbringt. Nicht jeder tut alles, sondern es wird arbeitsteilig und unter festgelegten Bedingungen gearbeitet.

Abbildung 3: Von der eigenen Leistung zur Kooperation



5.2 Ermöglichen, unterstützen und planen: natürliche und künstliche Netzwerke

Grundsätzlich unterscheidet Herbert Schubert zwischen natürlichen und künstlichen Netzwerken.

In natürlichen Netzwerken bündelt sich vor allem das informelle Gefüge von Familie, Freunden und Bekannten. Natürliche Netzwerke sichern dabei die gegenseitige Unterstützung im Alltagsgeschehen. Sie sind für Familien das erste wichtige Netzwerk. Es funktioniert auf Augenhöhe, selbstbestimmt und im besten Sinne unprofessionell. Der Aufbau von Vertrauen, Sympathie und verlässlicher Beziehungen stehen im Zentrum. Für Kinder tun sich in diesen primären Netzwerken wichtige Schutzfaktoren auf: Vertrauenspersonen, Zufluchtsstätten, Freundeskreise und „gute Orte“ sind oft Teil der informellen und gewachsenen Kontaktstrukturen. Solche Netzwerke entstehen durch Begegnung und Kontakt. Kindertageseinrichtungen öffnen dafür Räume, in denen sich Familien treffen und sich kennenlernen können. Alles Weitere liegt alleine in der Hand der Eltern selbst. Konkret sichtbar werden diese Netzwerke vor Ort z. B. in Vereinbarungen des wechselseitigen Abholens der Kinder, Verabredungen am Nachmittag für und mit den Kindern etc. Für die Fachkräfte der Einrichtung ist

es hilfreich, entstehende Vernetzungen zu kennen und zu beobachten. Geht eine Familie ohne Kontakte verloren? Welche Netzwerke können in Notsituationen aktiviert werden? Wer steht im Zentrum der Beziehungsgefüge? Die Kenntnis darüber erleichtert die Kommunikation, bietet Gelegenheiten, die Elternnetzwerke einzubeziehen und unterstützt Familien, die neue primäre Netzwerke aufbauen müssen oder keinen Zugang zu bestehenden Gruppen finden.

Ebenfalls zu den natürlichen Netzwerken gehören zum Beispiel Elternbeiräte, Fördervereine oder Krabbel- und Spielgruppen. In ihnen organisieren sich Eltern in verbindlichen und leicht strukturierten Gruppen. Diese Netzwerke sind auf Legitimation und Unterstützung durch die Leitung und die Fachkräfte angewiesen. Elterngremien brauchen Aufgabenbeschreibungen und tatsächliche Kompetenzen, Elterngruppen unter Umständen organisatorische Unterstützung, Arbeitskreise benötigen vielleicht Kontakte. Auch in der Moderation von eventuellen Konflikten kann eine wesentliche Unterstützungsfunktion der Einrichtung liegen.

Abbildung 4: Natürliche und künstliche Netzwerke im Überblick (vgl. Schubert 2008)

Natürliche Netzwerke		Künstliche Netzwerke	
primär	sekundär		tertiär
informell	lose organisiert	formal geregelt	durch professionelle Akteure organisiert und gepflegt
z.B. Familie, Freunde, Kolleg*innen	z.B. Krabbelgruppen, Elternfrühstücke	z.B. Elternvertretung, Fördervereine	z.B. Akteure im Stadtteil
entstehen naturwüchsig nach Sympathie und gemeinsamen Interessen			brauchen Planung und Steuerung
basieren auf Gegenseitigkeit und Vertrauen			basieren auf Vereinbarungen und Verträge

5.3 Strategische Planung der tertiären Netzwerke

Ein für Eltern und Einrichtung hilfreiches Netzwerk von professionellen Akteuren entsteht nicht „naturwüchsig“, sondern erfordert Planung und Steuerung. Stadtteilkonferenzen, Runde Tische, Arbeitsgruppen und Kooperationskreise sind Beispiele für diese Netzwerkstrukturen. Statt einem verbindlichen Austauschprinzip zwischen Menschen steht hier eine Verhandlung über Schnittmengen und Ressourcenvergaben auf Ebene der Einrichtungen im Zentrum. Die Abstimmung von Angeboten braucht eine genaue Kenntnis der eigenen Möglichkeiten und Grenzen und der des Gegenübers. Vor allem stehen das gegenseitige Kennenlernen und ein Verstehen der jeweils anderen Arbeitslogik. Wie arbeitet ein Jugendamt? Wann ist eine Beratungsstelle erreichbar? Was kann die Kindertageseinrichtung leisten und was nicht? Nur wenn klar ist, wo Grenzen und Möglichkeiten der einzelnen Systeme liegen, können Schnittstellen identifiziert werden und nutzbar gemacht werden.

In der Kindertageseinrichtung sind alle Netzwerkformen relevant: Die Ermöglichung der natürlichen Netzwerke durch die Schaffung von Begegnungen von Eltern in den Häusern, die Unterstützung von Netzwerken in regelmäßigen Gruppen und mit verbindlichen Partizipationsformen und der Aufbau von künstlichen Netzwerken durch die Abstimmung von institutionellen Diensten zur passgenauen Angebotsgestaltung gehören zum sozialräumlichen Arbeiten in Kindertagesstätten.

Netzwerkmanagement bedeutet, die Vernetzung mit professionellen Akteuren im Sozialraum zu planen, zu formalisieren und auszuwerten. Effektive Netzwerke entstehen dann, wenn die eigenen Interessen klar formuliert sind, potentielle Partner identifiziert sind und gute Vereinbarungen zur Zusammenarbeit getroffen sind. Die Ressourcen für Netzwerkarbeit sind klein; umso wichtiger ist es, sie gezielt einzurichten und zu pflegen.

Herbert Schubert beschreibt dazu einen infrastrukturellen Kreislauf der Netzwerkplanung, der den Netzwerkaufbau in mehrere Phasen unterteilt. In Abbildung 5 sind die Phasen in Handlungsabläufe übersetzt:

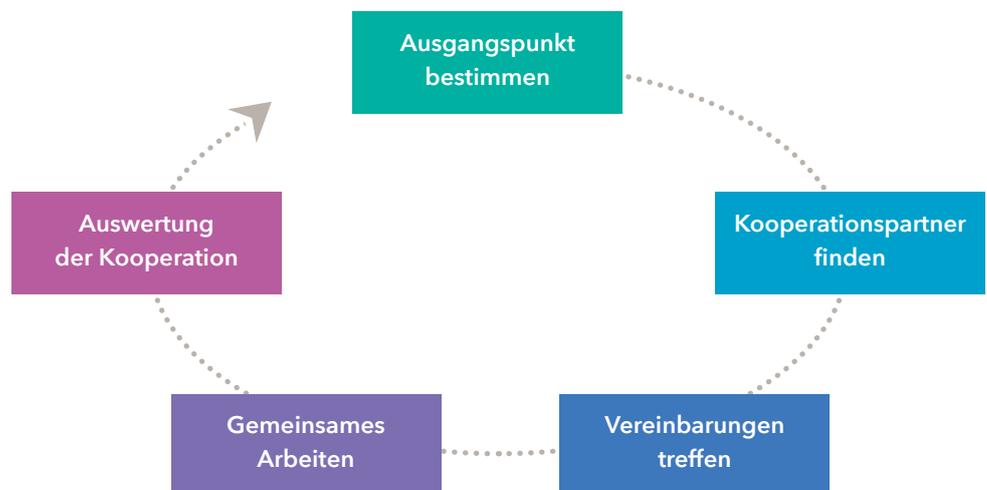


Abbildung 5: Infrastruktureller Kreislauf der Netzwerkentwicklung (vgl. Schubert 2008, modifiziert Nolte, 2016)

› **Ausgangspunkt bestimmen:**
Identifikation der Bedarfe und Bedürfnisse

Zu Beginn des Netzwerkes steht die Frage nach dem „Wozu“. Netzwerke brauchen eine Funktion und müssen einen Mehrwert für die Kindertageseinrichtung darstellen. Sie können einer guten Information über bestimmte Themen dienen (Stadtteilrunden etc.) oder für gute Kontakte zu politischen Ebenen sorgen (Jugendhilfeausschüsse etc.). Sie sind notwendig, um Eltern- und Kinderinteressen und -bedürfnisse unterstützen zu können (Vernetzung mit den Jugendämtern, Familienbildungsstätten etc.). Netzwerke können außerdem die fachliche Weiterentwicklung fördern (thematische Arbeitskreise) oder zur gemeinsamen Interessenvertretung oder Mittelbeantragung hilfreich sein (Planungsgruppen).

Jedes Netzwerk muss regelmäßig daraufhin überprüft werden, welchen Zweck es erfüllt und wie viel Energie dafür aufgewendet werden kann. In Netzwerken werden häufig Versuche gestartet, sich gegenseitig Aufträge zu geben. „Die Kindertageseinrichtung könnte doch ... es ist doch Aufgabe von ...“; schnell kommt man zu Aufgaben wie die sprichwörtliche Jungfrau zum Kind. Immer wieder muss entschieden werden und die Aufmerksamkeit geschärft sein, was zum Bildungs- und Erziehungsauftrag gehört und was die Einrichtung realistisch einbringen kann.

› **Kooperationspartner finden:**
Identifikation der wichtigen Akteure

Im zweiten Schritt darf die Kindertageseinrichtung wählerisch sein. Um das formulierte Ziel zu erreichen und die Funktion des Netzwerkes zu erfüllen, sind nie „alle“ notwendig. Wen braucht die Kindertageseinrichtung genau in den Netzwerken? Bei der Suche nach Kooperationspartnern gibt es zwei Blickrichtungen:

- Welche Akteure sind notwendigerweise zu gewinnen, um die Fragen und Themen der Familien bearbeiten zu können?
- Welche Akteure sind schon vor Ort bzw. im nahen Umfeld und können ihre Ressourcen in die Kindertageseinrichtung einbringen?

Die Konzentration – auch in großen Runden – liegt auf den für die Familien, Kinder und Fachkräfte wichtigen Partnern. Diese gilt es in ihren Möglichkeiten und Grenzen kennenzulernen und zu gewinnen.

› **Vereinbarungen treffen:**
Verhandlung und Tausch

Netzwerke brauchen für alle Beteiligten einen Gewinn. Sie leben von Tauschbeziehungen und Ausgleich, sie fordern ein, die eigenen Stärken in den Prozess mitzubringen. Die Kindertageseinrichtung muss definieren: Weshalb und wozu sind Kooperationspartner wichtig für die Familien und Kinder? Sollen Eltern vermittelt werden können oder gibt es eine Idee für ein gemeinsames Projekt? Oder geht es um eine Ansprechbarkeit der Partner in bestimmten Situationen? Im zweiten Schritt beschreibt die Kindertageseinrichtung ihr Angebot für die Partner. Sie bietet z. B. Zugänge zu Familien und Erfahrungen über pädagogische Planungen und Aktionen. Sie hat u. U. Materialien oder Räume, die getauscht oder empfohlen werden können, oder hat Plattformen wie Sommerfeste o.Ä., in deren Rahmen die Kooperationspartner sich vorstellen können.

› **Gemeinsames Arbeiten:**
Kooperationsentscheidung und -planung

Nun gilt es, konkrete Kooperationen zu erproben: Elternkurse der Familienbildung in den Räumen und Sprechstunden des Jugendamtes in Räumen der Einrichtung, gemeinsame Nutzung von Materialien, regelmäßige Besuche der Beratungsstelle im Team u. a. m. können entstehen. Die Planungen der Kooperation beinhaltet eine Definition der Arbeitsteilung und des Einsatzes der Akteure. Wer tut was wann? Wer sorgt für Informationen? Wer muss einbezogen werden? Welche Infrastruktur braucht es? Nur wenn diese Basisfragen beantwortet und vereinbart sind, kann Kooperation nachhaltig wirken und ist evaluierbar.

› **Auswertung und Neuentscheidung:**
Was nützt das Netzwerk?

Zur Managementschleife gehört zwingend eine regelmäßige Auswertung der Kooperation. Ein kontinuierlicher Verbesserungsprozess erfordert den Blick auf Erreichtes und Gescheitertes und die Bewertung der Kooperation hinsichtlich des formulierten Ziels. Dabei ist Beenden erlaubt: Kooperationen müssen nicht (können aber) wiederholt werden, sondern benötigen eine immer neue Vereinbarung durch die Beteiligten.

5.4 Exkurs: Warum Netzwerken kompliziert werden kann

Ein strategischer Netzwerkaufbau ist aus Ressourcengründen entscheidend: Nur gut geplante Netzwerke können abgerufen werden und nur, wenn die richtigen Partner an der richtigen Stelle gewonnen werden, können Projekte und kritische Situationen bearbeitet werden. Der infrastrukturelle Kreislauf bietet mit seinen Phasen eine gute Orientierung. Diese können jeweils mit konkreten Instrumentarien wie einer Netzwerkkarte oder Kooperationsverträgen unterlegt werden und damit noch mehr standardisiert und nutzbar gemacht werden.

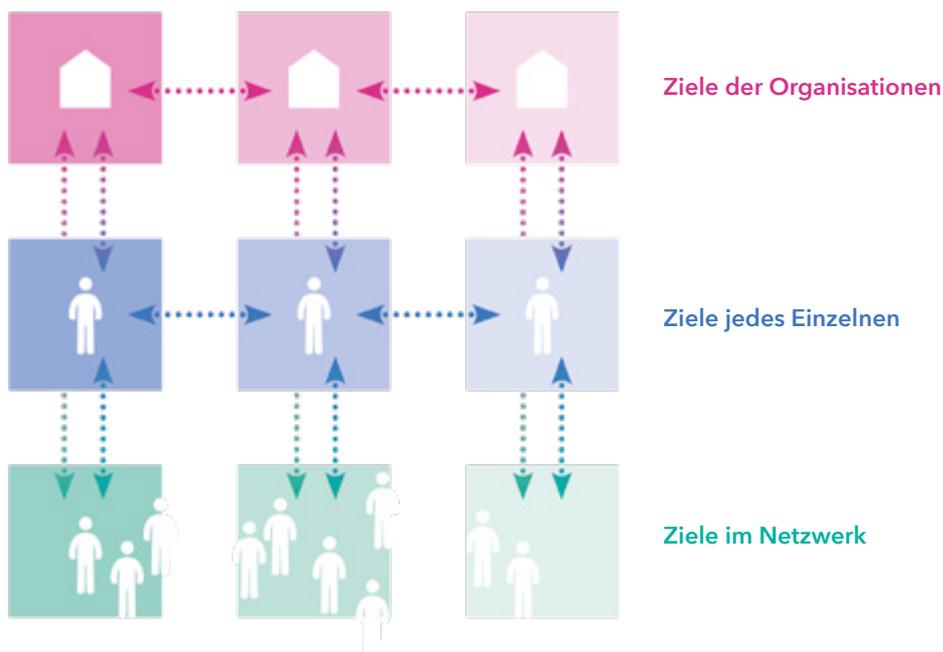
So klar die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit von Netzwerken und Kooperation zu sein scheint, so schwierig und uneindeutig ist die Netzwerkpraxis vor Ort.

Tatsächlich ist es für Organisationen und Akteure nie uneingeschränkt möglich und sinnvoll, zu kooperieren und proaktiv zu netzwerken. Sie stehen im Wettbewerb um finanzielle Ressourcen, um öffentliche Wahrnehmung und Profilbildung, um Mitarbeitende und Familien. Sie sind abhängig von öffentlichen Geldern und Projektanträgen und verantwortlich für das Bestehen der eigenen Strukturen. Überspitzt gesagt: Es erscheint also fast leichtsinnig und naiv, an andere Träger zu verweisen und Projekte zu teilen. Der Wille und die erkannte Relevanz der Kooperation muss auf seine Eignung überprüft werden, der eigenen Einrichtung zu nützen bzw. nicht zu schaden.

In der Netzwerkpraxis ist die Anerkennung dieser Tatsachen ein wesentliches vertrauensbildendes Element. Einrichtungen brauchen im Netzwerk Sicherheit, dass das eigene Profil nicht verschwindet, dass die eigene Organisationsentwicklung nicht behindert wird. Die Arbeit im Netzwerk bedeutet immer auch eine Beschränkung der eigenen Handlungsautonomie, die Berücksichtigung und Wertschätzung braucht.

Folgende Grafik zeigt die Zielkonflikte und Sollbruchstellen in Netzwerken:

Abbildung 6: Zielkonflikte in Netzwerken



Organisationen kommen in die Verbünde mit eigenen Werten, Handlungslogiken, Rahmenbedingungen, Abläufen und Strukturen. Verwaltungen sind z. B. weniger pädagogisch als formal strukturiert; Kindertageseinrichtungen sind in Tagesabläufen und Bildungsbiografien, Experten und Jugendämter in Risikoeinschätzungen zuhause. Diese Unterschiedlichkeiten müssen im Netzwerk abgeglichen werden. Nicht jede Anforderung lässt sich in jeder Organisation leicht umsetzen.

Einrichtungen stehen außerdem nicht neutral zueinander. Gewachsene Gegensätze und sehr verschiedene Grundwerte (z. B. kirchliche und weltliche Einrichtungen, betriebliche Strukturen und ehrenamtliche Arbeit, spezialisierte Fachdienste und Regeleinrichtungen) trennen Einrichtungen ebenso wie die Konkurrenz um Familien und Gelder und gemachte Erfahrungen miteinander.

In den Netzwerken agiert dann letztlich nicht „die Kindertageseinrichtung“, sondern Menschen, die stellvertretend da sind. Sie bringen eigene Einschätzungen und Werte mit, die sich wiederum nicht unbedingt mit den Organisationen decken. Eine Frau, die gerade keinen geeigneten Betreuungsplatz für ihr Kind fand, wird - trotz aller Professionalität - einen anderen Blick auf das Feld der Kindertagesbetreuung mitbringen als eine ambitionierte Jugendamtsleitung.

Auf der dritten Ebene entwickeln sich im Netzwerk selbst Ideen, Diskussionen und Aufträge. Im Fluss und dem Elan guter Treffen entstehen Konzepte, die dann wieder in die Organisationen kommuniziert werden müssen - und hier nicht immer auf offene Ohren stoßen. Die Fachkraft wird bei ihrer Leitung unter Umständen auf wenig Begeisterung stoßen, wenn sie Ideen mitbringt, die zusätzliche Ressourcen kosten.

Als Fazit ist festzuhalten, dass die Arbeit in Netzwerken keineswegs selbstverständlich ist und es durchaus gute Gründe für Nichtkooperation und Sollbruchstellen gibt. Es geht um die Aushandlung einer „Koopkurrenz“; eine Anerkennung der jeweiligen Verwobenheiten, die Erarbeitung der Vertrauensleistung gegenüber den anderen Beteiligten und eine Aushandlung der Kooperationsinhalte auf Grundlage der Bedürfnisse der Familien.

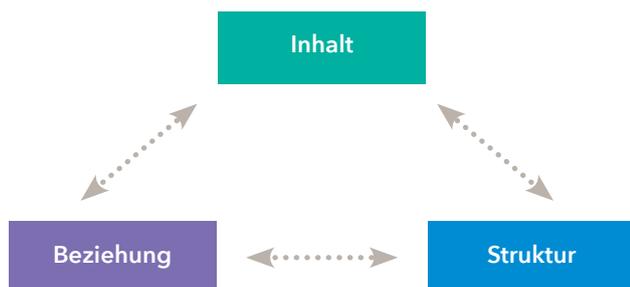
Wenn es gelingt, immer wieder Familien und Kinder in den Mittelpunkt zu stellen, können aus Trägerkonkurrenzen Kooperationen werden, die alle entlasten, ermutigen und voranbringen.



5.5 Fazit: Kriterien gelingender Netzwerkarbeit

Netzwerke gelingen dann, wenn die tragende Struktur, die Beziehungen aller Akteure und die fachlichen Inhalte in einem Gleichgewicht stehen.

Abbildung 7: Dimensionen gelingender Netzwerkarbeit



Die fachliche Diskussion und eine fokussierte Themensetzung sind wesentlich dafür, dass die Belange der Eltern und Kinder tatsächlich im Mittelpunkt des Geschehens stehen. Zur Bearbeitung dieser Inhalte müssen sich die Akteure ein Vertrauensverhältnis erarbeiten, was maßgeblich durch Kontinuität und Verbindlichkeit und nicht zuletzt durch persönliche Begegnung von den Menschen hinter den Organisationen wächst.

Und schließlich braucht ein Netzwerk eine tragende, verlässliche Struktur und ein geteiltes Ziel. Regelmäßige Treffen, geklärtes Einlade- und Protokollwesen, Ergebnis-sicherungsmechanismen und evtl. verschriftlichte Absprachen zur Kooperationsweise helfen dabei, nachhaltige Vereinbarungen im Sinne der Familien zu treffen.

Kooperationsbeziehungen sind also insgesamt dann langfristig erfolgreich, wenn die Schnittmenge des Arbeitsfelds und damit das Interesse am gemeinsamen Tun ausreichend hoch ist, der Gewinn für die Einrichtungen und Familien erkannt wird und eine Vertrauensbeziehung entstehen konnte. Regelmäßige Pflege und die kontinuierliche Arbeit an bestehenden Kooperationsbeziehungen sind dafür Voraussetzung.

Für Kindertagesstätten sind nur Netzwerke relevant und nützlich, die sich direkt auf die pädagogische Arbeit beziehen, eine direkte Verbindung zum Sozialraum und den Lebenswelten der Familien haben und Kooperationspartner mit einbeziehen, die in der Kindertagesstätte aktiv sein wollen und sollen.



6. Familienzentren: Sozialraumorientierung als Programm

Familienzentren machen die Orientierung am Raum und den Lebenswelten der Familien zum Grundprinzip ihrer Arbeit. Sie erweitern den Auftrag einer Kindertageseinrichtung: Ein Familienzentrum agiert nach außen und für alle Familien, hat den Überblick über den Stadtteil und die Themen und handelt konsequent am Bedarf der Familien im Sozialraum. Ein Familienzentrum ist damit mehr als viele Angebote für Eltern oder Veranstaltungen vor Ort: Der Prozess der Entwicklung von Aktionen und Projekten kennzeichnet die Qualität eines Familienzentrums.

Als qualitative Merkmale lassen sich folgende Elemente formulieren:

- Familienzentren sind dort, wo Familien sind. Sie sind wohnortnah und niedrigschwellig erreichbar und beziehen sich auf die Bedarfe und Bedürfnisse aller Familien im Sozialraum. Sie öffnen die Tür in und für die Angebote nicht nur für die Familien der Kindertageseinrichtung, sondern darüber hinaus.
- Familienzentren halten Betreuungsangebote vor und installieren den Zugang zu begleitenden Hilfen. Sie bedienen drei Ebenen:
 - Basisangebot zur Bildung, Betreuung und Erziehung,
 - Beratungsangebote, Austauschforen und offene Räume für Eltern,
 - Strukturen der Kooperation mit anderen Akteuren.
- Familienzentren sind eine Anlaufstelle für alle Familien und beteiligen diese aktiv an der Gestaltung der Angebote. Sie öffnen sich nicht nur nach außen, sondern nutzen ihre Ressourcen, um flexibel auf Bedarfe reagieren zu können. Sie sind beweglich nach innen: Öffnungszeiten, Altersmischungen und Raumnutzung sind veränderbar und anpassbar.
- Familienzentren sind im Sozialraum verortet und kooperieren mit allen Akteuren, um familienunterstützende Leistungen abzustimmen und zu entwickeln. Sie sind nicht nur Teil eines Netzwerks, sondern gestalten und planen das Netzwerk vor Ort mit.
- Familienzentren haben ein fachliches Konzept und sind kommunal- und jugendhilfepolitisch verankert.

Familienzentren müssen nicht zwangsläufig aus Kindertageseinrichtungen heraus entstehen. Familienzentren müssen aber Teil der örtlichen Infrastruktur sein, um ihre Wirkung für Eltern und Kinder zu entfalten – Kindertageseinrichtungen sind wichtige Partner dabei.

Andersherum ist nicht jede Kindertageseinrichtung ein Familienzentrum (und muss es nicht sein), und wenn sie es ist, dann sind zusätzliche Ressourcen und eine konzeptionelle Einbettung in die Arbeit vor Ort und die Reflexion des Alltags erforderlich.

Aus fachlicher Sicht muss deutlich herausgearbeitet werden, wo die Zusammenarbeit mit den Eltern und die Orientierung nach außen zum originären Bildungs- und Erziehungsauftrag gehören und ab welcher Angebotsstruktur und Organisation zusätzliche Ressourcen zur Verfügung stehen müssen. Außerdem ist eine Abklärung der heimaufsichtlichen Vorgaben wichtig: Nicht alles, was vor Ort sinnvoll erscheint, ist in der Praxis in einer Kindertagesstätte machbar: Die räumlichen Bedingungen, die Anforderungen an Kinderschutzmaßnahmen und Hygiene sind Begrenzungsfaktoren, die nur in Zusammenarbeit mit den zuständigen aufsichtlichen Behörden geklärt werden können. Das Land Schleswig-Holstein stellt Fördermittel zur Verfügung, die z.T. aus kommunalen Mitteln ergänzt werden.

7. Sozialraum- und Lebensweltorientierung: ein Orientierungskreislauf

Auch wenn Angebote und Projekte wichtig sind, sind sie nicht der Kern einer sozialraum- und lebensweltorientierten Pädagogik. Jede Kindertageseinrichtung ist anders, es gibt keine „Rezepte“ und „Best Practice“ – es gibt höchsten Anregungen und Impulse, die im eigenen Kontext übersetzt werden können. Nicht „viele“ Projekte und Erkundungen sind das Ziel, sondern die vielen kleinen neugierigen, geplanten und systematisierten Fragestellungen, die in eine konkrete Unterstützung oder konkrete Ideen für Kinder und Familien münden.

Bedarfsorientiert – niedrighschwellig – partizipativ – vernetzt: So lauten die Grundgedanken des sozialraumorientierten Arbeitens. In der konkreten Umsetzung im Alltag bietet der folgende Kreislauf Orientierung. Er fasst die Arbeitseinheiten und Phasen kurz und prägnant zusammen, die eine sozialräumliche Planung und lebensweltorientierte Umsetzungen ausmachen.

› Sozialraum und Lebenswelten kennen

Um sozialraum- und lebensweltorientiert arbeiten zu können, muss man diese kennen und beschreiben können. Das „gefühlte“ Wissen gibt es meistens; es gilt, diese gefühlten Wahrheiten durch Zahlen, Daten, Erzählungen und Erfahrungen zu untermauern und zu systematisieren.

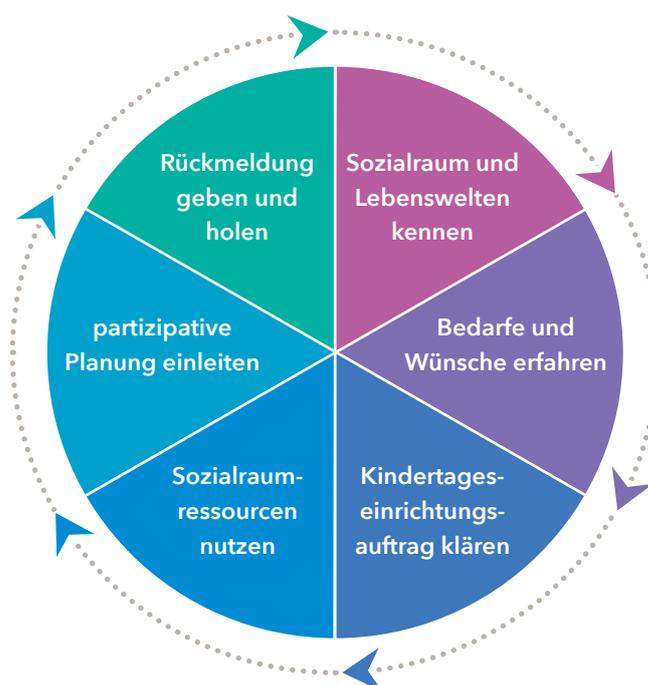
› Bedarfe und Wünsche erfahren

Was Kinder und Eltern „brauchen“, können Fachkräfte oft definieren. Was aus Sicht der Eltern hilfreich wäre und was Kinder sich wünschen, braucht dagegen Gespräch, Beobachtung und Begegnung. Dabei geht es nicht nur um große Prozesse und Projekte wie Visionstage, Zukunftswerkstätten und partizipative Planung der Außengelände, sondern ebenso um Tür- und Angelgespräche, Elternbeiratssitzungen, Gespräche mit Kindern im Spiel oder beim Mittagessen. Alle Kindergruppen und Eltern können erreicht werden – was gelingt, wenn die Fachkräfte mutig und methodenkreativ sind.

› Eigenen Auftrag klären

Der Abgleich zwischen erfahrenen Bedarfen und dem eigenen Bildungs-, Betreuungs- und Erziehungsauftrag, den zur Verfügung stehenden Ressourcen und dem eigenen Profil klärt die Möglichkeiten und Grenzen der Kindertageseinrichtung. In den Beteiligungsphasen geht es nicht um ein Wolkenkuckucksheim, sehr wohl aber um eine ernsthafte Überprüfung der eigenen Schranken im Kopf. „Das geht nicht“ braucht ein „So könnte es gehen“ – gemeinsam mit Eltern, Kindern und Kooperationspartnern.

Abbildung 8: Orientierungskreislauf im Sozialraum



› **Sozialraumressourcen nutzen**

Um Kooperationspartner geht es im nächsten Schritt. Wer kann im weiteren Prozess unterstützen? Wer ist ein guter Ansprechpartner für die Bedarfe der Kinder und Eltern? Die Kindertageseinrichtung nutzt dabei sowohl ihre bestehenden Netzwerke als auch ihre Funktion als Lotsin: Sie tut die Dinge nie alleine, sondern immer im Verbund mit allen Beteiligten. Netze sind sinnvoll, wenn sie genutzt werden können!

› **Partizipative Planung einleiten**

Aus Ideen müssen konkrete Planungen entstehen, um die Beteiligung der Eltern und Kinder ernst zu nehmen und zu würdigen und um aus dem Ressourcenaufwand der Kindertageseinrichtung einen Gewinn für die tägliche Arbeit zu machen.

Wie kann eine Idee zur Verbesserung einer Situation konkret aussehen? Wie ist sie umsetzbar? Die Einrichtung ist im Umsetzungs- und Planungsprozess nicht unbedingt Hauptakteurin. Sie bietet den Rahmen und die Kontakte, die es Kindern und Eltern ermöglichen, sich einzubringen und mitzugestalten.

› **Rückmeldung geben und einholen**

Wenn Projekte geplant, Kontakte genutzt und Unterstützung organisiert ist, muss das Entstandene noch nicht passend sein. Die Rückkopplung mit Eltern, Kindern, Kooperationspartner und Kindertageseinrichtung sichert ab, ob Bedarfe wirklich erfüllt wurden und ob sich Hilfreiches entwickelt hat. Vielleicht werden gut geplante Projekte trotzdem nicht angenommen, Planungen verlaufen im Sande oder lassen sich doch nicht umsetzen: Um Frust zu vermeiden, brauchen alle Entwicklungen Transparenz und Gespräch. Sozial- und Lebensweltorientierung bedeutet, eine hohe Flexibilität auszuhalten, Scheitern in Betracht zu ziehen und immer wieder neu nachzufragen.

Wo dieser Kreislauf in der Kindertageseinrichtung beginnt und wo sie Schwerpunkte setzt, kann sehr verschieden sein. Manchmal steht die Netzwerkarbeit im Vordergrund, manchmal die Erkundung des Sozialraums; der Fokus kann auf den Fachkräften, den Kindern oder den Eltern liegen. Es geht darum, den roten Faden weiterzuspinnen, aus dem Blick geratene Aspekte zu beleuchten und die eigenen Stärken und gelungene Prozesse zu feiern – die konsequente Orientierung mit den Kindern und Familien gelingt dann, wenn sie nicht nur ein Projekt ist, sondern vielmehr Ausdruck des Interesses und der professionellen Reflexion.

8. Risiken und Nebenwirkungen: Öffnung nach außen bedeutet Öffnung nach innen

Sozialraum- und lebensweltorientiertes Arbeiten bedeutet, sich als Träger, Leitung und Team auf nicht planbare, agile und flexible Prozesse einzulassen.

Die Anforderung, sich konsequent an den Kindern und den Eltern auszurichten und die Türen für andere Akteure zu öffnen, trifft in den Einrichtungen nicht immer auf erprobte Methoden und diskutierte Grundsätze. Einrichtungsspezifische Faktoren, beispielsweise regionale Rahmenbedingungen, Geschichte und Kultur der Einrichtung, Erfahrungen und Kompetenz der Mitarbeitenden, Lebenslagen der Eltern und die bisherige Einbindung in den Sozialraum, spielen eine wichtige Rolle in der Konzeptumsetzung. Fachkräfte brauchen neue und andere methodische Kompetenzen zur Beteiligung und Aktivierung, zu flexiblen Planungsprozessen und zu strategischen Netzwerkentwicklungen. Sie müssen sich einlassen auf andere Themen und Wünsche und bereit und in der Lage sein, sich in Diskussionen zu positionieren. In den Teams bewegt sich diese Umsetzung zwischen „Das machen wir schon immer“ und „Können wir nicht“ – beide Pole sind so richtig wie falsch. Sozialraumorientierung gehört zum Kernauftrag und hat dort über pädagogische Ansätze wie dem Situationsansatz oder in offenen Konzepten schon einen festen Anker. Gleichzeitig ist die Ermöglichung der Einmischung für Kinder und Eltern in den Alltag und die Planungen immer ein Experiment, dessen Ausgang nicht unbedingt in die gewohnte Form passt. Das Dilemma der Rahmenbedingungen steckt darin: Es geht darum, aus den vorhandenen (oder eben nicht vorhandenen) Ressourcen heraus sich so auf den Weg zu machen, dass die Arbeit sinnvoll und möglich ist: um der Kinder willen, die Eltern im Blick, in einer sich ständig verändernden Welt, im originären Auftrag und dessen aufsichtlichen und rechtlichen Rahmenbedingungen.

Gelingt der Aufbau der Netzwerke und die Beteiligung von Eltern und Kindern und gelingt der Perspektivwechsel in den Teams, ist eine Ressourcenkoppelung und damit eine Entlastung möglich – Neugier und Freude sind dafür Voraussetzungen.

Die Leitung fungiert in der Öffnung der Einrichtungen in den Sozialraum als Architektin. Die Begleitung des Teams, die Kommunikation mit den Eltern, die Gewinnung von Akteuren im Sozialraum und der Überblick über Ergebnisse laufen bei ihr zusammen. Sie steuert die innere und äußere Struktur der Kindertageseinrichtung und bereitet damit den Boden für Vernetzung und Beteiligungsprozesse. In diesem Sinne ist sie Sprachrohr zwischen den verschiedenen Ebenen und leistet Übersetzungshilfe und Einordnung von Erfahrungen und Bedingungen. Als Leitung des Teams ist sie gefordert, die Mitarbeitenden auf dem Weg der Öffnung und den sich daraus ergebenden Unsicherheiten und fachlichen Herausforderungen zu begleiten und zu unterstützen. Dies kann durch regelmäßige Befragungen und Beteiligungsformen im Team gesichert werden, ebenso durch ein betriebliches Vorschlagswesen oder eine externe Prozessbegleitung oder Fortbildung. Als Vertreterin nach außen kommuniziert sie die Erfahrungen aus dem Alltag der Kindertagesstätte und die dort erfassten Bedarfe. Sie fungiert als Sprachrohr für die Familien in politischen und fachlichen Abstimmungsprozessen und gewinnt Kooperationspartner. Gegenüber Eltern ist sie Vermittlerin zwischen Einrichtungsrahmen und Elternbedürfnissen und steht für die Partizipation der Beteiligten ebenso wie für die fachlichen Grundsätze pädagogischer Arbeit.

Dafür braucht sie einen starken Träger, Fachberatung und Leitungszeit. Die Arbeit in den Teams muss durch die Arbeit auf strategischer Trägerebene und durch fachliche Impulse gerahmt sein, um für Fachkräfte, Kinder und Eltern gewinnbringend zu sein.

9. Wer Zukunft gestalten will, muss Gegenwart stören: Fazit und Ausblick

„Kinder und Eltern brauchen Kindertageseinrichtungen, die die individuellen Bildungswege von Kindern und Eltern achten. Nur mit dieser Haltung der Lebenswelt- und Sozialraumorientierung gelingt es, Bildungsprozesse anzustoßen und zu begleiten“ (Knauer 2011). Sozialraumorientierung bedeutet, die Geschichten der Kinder, der Eltern, der Kooperationspartner und aus dem Umfeld zu hören, sie zu sammeln und weiterzuspinnen: Es geht darum, den Blick zu weiten und die Kindertageseinrichtung zum Ort der Begegnung zu machen, in dem Bildung und Erziehung erst möglich wird. Das, was Kinder und Familien bewegt, wird zur Grundlage der pädagogischen Arbeit – und der Sozialraum der gemeinsame Gestaltungsort.

Öffnung nach innen braucht einen Rahmen, Öffnung nach außen Plan, Ideen und Ressourcen. – Alle Beteiligten sind herausgefordert, ihren Teil zum Gelingen beizutragen. Sozialraumorientierte Arbeit wird sich je nach dem spezifischen Kontext, je nach den besonderen Akteuren, je nach dem jeweiligen Stadtteil, je nach den unterschiedlichen Anliegen und je nach der Zusammensetzung der Professionellen anders darstellen:

Das Bild der Kindertageseinrichtung als Marktplatz – ein Bild, das Chancen und Risiken birgt. Es geht nicht darum, für alles und jeden offen zu sein, sehr wohl aber um eine Öffnung für die Belange der Kinder und Eltern und um die Schaffung einer Kultur, in der Anliegen und Ideen gehört und umgesetzt werden können. Sich dies bewusst zu machen, ist der erste Schritt in lebenswelt- und sozialraumorientiertes Arbeiten in Kindertageseinrichtungen um der Kinder willen.



10. Literaturverzeichnis

- Baitsch, Christoph; Müller, B.: „*Moderation in regionalen Netzwerken*“, Rainer Hampp-Verlag, München (2001).
- Bertelsmann Stiftung (HRSG): „*Kommunale Netzwerke für Kinder - Handbuch zur Governance frühkindlicher Bildung*“, Verlag Bertelsmann Stiftung, Gütersloh (2008).
- Braun, U.: „*Die Zukunft der Kitas sind Familienzentren!*“. In: KiTa aktuell NRW, 2/2006, S. 31-34 (2006).
- Braun, U.: „*Kita im Netzwerk*“. In: KiTa aktuell NJRW, 1/2001 S.17,19 (2001).
- Budde, W.; Früchtel, F.; Hinte, H.: „*Sozialraumorientierung*“, Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden (2006).
- Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter: „*Kooperation und Vernetzung von Kindertageseinrichtungen im Sozialraum*“, Beschluss der Arbeitstagung Kiel (2006).
- Diller, A.: „*Angebotsweiterung oder neuer Angebotstyp?*“. In: TPS „Bedarfsgerecht und vernetzt - Familienzentren“, Ausgabe 6/2008, S. 8ff (2008).
- Diller, A; Riedel, B.: „*Eltern-Kind-Zentren - die neue Generation kinder- und familienfördernder Institutionen; Grundlagenbericht im Auftrag des BMFSFJ*“, DJI München (2005).
- Fehren, O.: „*Wer organisiert das Gemeinwesen?*“, Berlin: edition sigma (2008).
- Grunwald, K.; Thiersch, H. (HRSG): „*Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit: Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern*“, Juventa, München, Weinheim (2004).
- Helmcke, M.: „*Handbuch für Netzwerk- und Kooperationsmanagement*“, Kleine-Verlag, Bielefeld (2008).
- Klawe, W.: „*Für einen sozialräumlichen Blick in die Arbeit von Kindertagesstätten*“. In: Schüttler-Janikulla, Handbuch für Erzieherinnen, München (1995).
- Knauer, R.: „*Familienzentren*“. In: KiTa ND 9/2011 S. 11ff (2011).
- Kobelt Neuhaus, D.; Refle, R.: „*Inklusive Vernetzung von Kindertageseinrichtung und Sozialraum*“, Expertise des Weiterbildungsinstitut Frühpädagogische Fachkräfte, DJI-Verlag, München (2008).
- Landespräventionsrat Niedersachsen: „*NetzwerkeN - Ein Handbuch für interdisziplinäre Kooperation und Vernetzung*“, Hannover (2004).
- Lüttringhaus, M.: „*Handbuch aktivierende Befragung*“, Verlag Stiftung Mitarbeit, Bonn (2019).
- Noack, M.: „*Kompendium Sozialraumorientierung*“, Beltz-Verlag, Weinheim (2015).
- Nolte, J.: „*Sozialraum- und lebensweltorientierte Vernetzung*“, kita-fachtexte 2014.
- Nolte, J.: „*Sozialraumorientierte Vernetzung*“. In: Strehmel, Petra, „*Kitas leiten und entwickeln*“, Kohlhammer (2017).
- Nolte, J.: „*Kita im Kontext*“. In: Straetz, R.: „*Qualitätsmanagement in der Kita*“, Wolters Kluwer, Neuwied (2019).
- Schubert, H. (HRSG): „*Netzwerkmanagement*“, Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden (2008).
- Von Behr, A.: „*Kinder in den ersten drei Jahren. Qualifikationsanforderungen an frühpädagogische Fachkräfte*“, WIFF-Experten Band 4, München (2014).
- Schneider, A.: „*Kita als Türöffner - Wege zur Sozialraumorientierung*“, Cornelsen Berlin (2015).
- Schöning, W.: „*Sozialraumorientierung*“ (2015), Wochenschauverlag.
- Teller, M.; Langmuß, J.: „*Netzwerkmoderation*“, Ziel-Verlag, Augsburg (2007).



